

Einer für alle – alle für einen

Predigt zu Johannes 11, 45-57 von Pfarrer Hans-Jürgen Kopkow am 17.3.2013

Ein Rat ist ratlos. So könnte man den Anfang unseres Textes überschreiben. Da versammeln sich die Hohenpriester und Pharisäer, die Gelehrten und Fachleute in Sachen Religion, die Weisen und Mächtigen an einem Ort, tun ihre ganze Weisheit und Gelehrsamkeit, ihr ganzes Fachwissen und ihre ganze Sachkompetenz zusammen und sind ratlos. Sie fragten sich: „Was sollen wir machen?“

Was machte sie eigentlich so ratlos? Es war das Auftreten Jesu und die Wellen, die es schlug. Versetzten wir uns für einen Moment zurück in jene Zeit, in jene Sitzung des Hohen Rates, in der beschlossen wurde, dass Jesus sterben sollte.

Der Hohepriester Kaiphas sah in die Runde. Er schaute in siebzig erschrockene und ratlose Gesichter. Wie hilflos sie wirkten, die noch vor wenigen Minuten so erregt diskutiert hatten. Nun waren sie an den Punkt gelangt, da sie nicht mehr weiter wussten. Sie spürten die Gefahr, sie wussten, was auf dem Spiel stand. Judäa war ein Pulverfass und Jerusalem war die Lunte. Ein Funke nur, und die Stadt und das Land würden in die Luft gehen. Es ging nicht nur um diesen Jesus von Nazareth, es ging um mehr. Es ging um alles.

Er sah sie an und wusste, was sie dachten. Anfangs gab es noch Fürsprecher, vor allem unter den Pharisäern. Predigte dieser Jesus von Nazareth nicht völlig zu Recht Buße und Umkehr? Inwiefern hatte er gegen die Gesetze verstoßen? Und wie er sich in der Schrift auskannte? Als käme er aus der Schule eines großen Gelehrten.

Und doch. Zuweilen kam er mit dem Gesetz in Konflikt. Er verkehrte mit dem Abschaum der Gesellschaft, mit Zöllnern und Huren. Er stellte die Autoritäten in Frage. Er gefährdete den Frieden. Er provozierte. Einige hatten ihn sogar schon als „Gotteslästerer“ beschimpft. Das war in der Summe einfach nicht zu akzeptieren. Um der öffentlichen Ruhe und Ordnung willen konnte man nicht einfach gewähren lassen.

Der hohe Rat wusste: In diesen Zeiten musste man umsichtig und geschickt agieren. Man konnte nicht vorsichtig genug sein. Man musste zuweilen Kompromisse eingehen und das kleinere Übel in Kauf nehmen, um den Glauben zu schützen. Man durfte die Römer auf gar keinen Fall öffentlich in Frage stellen oder ihnen einen Anlass zum Eingreifen geben. Jedes Anzeichen von Widerstand wurde von Pilatus mit aller Gewalt bekämpft. Er duldete keinen Aufstand, keinen Protest, keinen Widerspruch.

Und nun diese Unruhe, die Jesus verursachte. Der Messias solle er sein, behaupteten einige. Und nicht wenige glaubten das. Kaiphas spürte die Verantwortung, die er und der Hohe Rat für die Aufrechterhaltung der Ruhe, des Rechts und der Ordnung hatten. Und er sagte: „Ihr wisst, wie man in solchen Fällen entscheidet. In Athen nicht anders als in Rom, und diese Regel kennen wir auch in Jerusalem. Es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk, als dass das ganze Volk verderbe. Wir brauchen uns nichts vorzumachen, Pilatus wird uns nicht schonen. Er wird niemanden schonen. Es geht nicht anders: Jesus muss weg.“

Und so war es beschlossene Sache: Der Unbequeme, der Unruhestifter, der Staatsfeind Nr. 1 musste beseitigt werden. Man durfte den Römern um nichts auf der Welt einen Anlass zum militärischen Eingreifen geben.

Und während er sprach, sah er, wie sie alle zustimmend nickten, die siebzig Köpfe. Für einen Moment wurde es ganz ruhig im Raum. Alle hingen ihren Gedanken nach. Auch Kaiphas. Er sah es schon vor sich, wie dieser Mann aus Nazareth den Kreuzesbalken zur Hinrichtungsstätte trug.

Und auf einmal war sie wieder da, die Frage, die ihn von Anfang beunruhigt hatte: „Was ist, wenn dieser Jesus tatsächlich der Messias ist? Was ist, wenn er ist, auf den wir warten? Was ist, wenn wir den dem Tod ausliefern, der uns helfen könnte?“

So oder so ähnlich wird es wohl gewesen sein, damals, als der Hohe Rat beschloss: Jesus muss weg. Vordergründig betrachtet war es für die Verantwortlichen politisch die Lösung, dass der ei-

ne stirbt bevor es zu Unruhen kommt, in deren Folge viele Menschen ihr Leben verlieren würden. So sah man sich geradezu gezwungen den einen um der vielen willen zu opfern.

Nun gibt es aber, wenn man den Ausführungen des Evangelisten Johannes folgt, in dem vordergründigen Geschehen noch eine andere, eine göttliche Dimension.

Demnach stirbt Jesus nicht, weil es der Hohe Rat so wollte, sondern er stirbt, weil Gott es so wollte. Der Evangelist Johannes deutet das mit der Bemerkung an, dass Kaiphas – ohne es zu merken – aus prophetischer Eingebung sagte, das Jesus stellvertretend für alle sterben solle.

Kaiphas meinte es politisch, als er sagte: Johannes nimmt dieses „Einer für alle“ auf und versteht es theologisch. Und das taten in der Folgezeit ganz viele. Sie verstanden das so: Einer für alle. Der eine stirbt für die vielen, stirbt für uns alle. Seitdem heißt es in der Christenheit, dass Jesus für alle und eben auch für uns gestorben ist.

Und darin steckt nun sehr viel Tröstliches für jeden, der sich dadurch angesprochen fühlt. Ist ja auch kein Wunder: Das lässt mich doch nicht kalt, dass da einer war, der mich so sehr liebte, dass er bereit war, dafür zu sterben.

Als damals der Todesbeschluss der jüdischen Behörde fiel, war noch nicht abzusehen, dass Gott aus dem, was die Menschen böse machten, für uns alle etwas Gutes machen würde.

Auch wenn uns der Evangelist Johannes auf die göttliche Bedeutung dieses Todes aufmerksam macht, so nimmt das nichts von der Grausamkeit dieses Todes weg.

In zehn Tagen ist Karfreitag, der Tag, an dem der Beschluss, Jesus zu töten, zur Ausführung kam.

Und in zwei Wochen ist Ostern, der Tag, am dem der zu neuem Leben kam, den die damaligen Machthaber weg haben wollten. Ich will hier und heute noch keine Osterpredigt halten.

Und doch muss ich hier und heute das schreckliche und gleichzeitig tröstliche „Einer für alle“ um ein in die Zukunft weisendes „Alle für einen“ ergänzen.

Viele werden diesen Gedanken als das Motto der Musketiere kennen: „Einer für alle und alle für einen.“ Sie alle sind bereit für die anderen bis zum Letzten zu gehen. Das macht sie so stark.

Und wer würde sich das nicht wünschen für sich und die, mit denen er verbunden ist, dass es nach dem Motto „Einer für alle und alle für einen“ ginge. Man merkt schon: Es wäre rein menschlich betrachtet ein Wunder, wenn jeder von uns sich für die anderen so einsetzen würde und gleichzeitig davon ausgehen könnte, dass sich auch umgekehrt alle für einen selbst einsetzen, ja aufopfern würden.

Wir tun was für andere. Und andere tun was für uns. Und je mehr das geschieht, desto besser für jeden Einzelnen, aber auch für uns alle und die Zusammenhänge, in denen wir uns bewegen.

Menschlich betrachtet ist dieses Motto „Einer für alle und alle für einen.“ also nachvollziehbar. Und vermutlich gibt es niemanden, der es nicht gut finden würde.

Aber auch hier gibt es noch eine weitere, eine göttliche Dimension, genau wie vorhin – dann nämlich, wenn der eine nicht irgendeiner ist, sondern wenn der eine Christus ist.

Wenn dieser eine für uns starb, sollte es für uns doch keine Frage sein, dass wir alle für diesen einen – wenn schon nicht sterben – so doch für ihn leben.

Deshalb: „Einer für alle und alle für einen.“ Christus für uns und wir für Christus. Wir wären noch stärker als die Musketiere.

Amen.